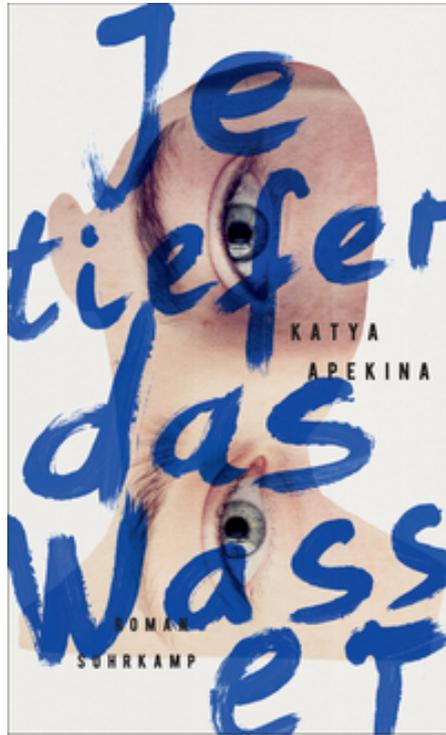


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Apekina, Katya
Je tiefer das Wasser

Aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42907-5

SV

Katya Apekina

JE TIEFER DAS WASSER

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Brigitte Jakobeit

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
The Deeper the Water the Uglier the Fish bei Two Dollar Radio
in Columbus, Ohio.

Erste Auflage 2020

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020

© 2018, Katya Apekina

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42907-5

Für David

»... das Leben ist ein Kunststück, ist ein Kätzchen im Sack.«

Anne Sexton, *Briefe aus dem Ausland*

TEIL I
NEW YORK

KAPITEL 1

EDITH [1997]

Es ist unser zweiter Tag in New York. Wir sind bei Dennis Lomack. Mom liegt im St. Vincent's, um sich zu erholen. Vor Kurzem hat sie etwas ziemlich Dummes gemacht, und ich war es, die sie hinterher fand. Dennis hat uns die Stadt gezeigt und sich bemüht, uns von allem abzulenken und die letzten zehn Jahre wiedergutzumachen.

Heute Abend hat er Mae und mich auf ein Date mit einer Rothaarigen zu einer Tanzperformance mitgenommen. In New Orleans waren wir mit Mom ein paar Mal im *Nussknacker*, aber das hier ist ganz anders. Wir sind im Keller einer Kirche. Es ist voll und feucht. Eine Frau in einem leichten Sommerkleid tanzt allein auf der Bühne. Sie sieht aus wie eine verwilderte Katze, dünn, man sieht ihre Rippen. Ihr dickes hüftlanges Haar schwingt bei jeder Bewegung. Auf der Bühne stehen Klappstühle, und sie tanzt mit geschlossenen Augen. Sie wirkt völlig abwesend und knallt mit Armen und Beinen gegen die Stühle, ohne es überhaupt zu merken. Die Stühle klappen zusammen und fallen um, aber sie tanzt einfach weiter. Plötzlich wird sie langsamer und legt den Kopf schräg, als horche sie, dann fangen ihre Hände an, leicht zu zucken. Sogar auf meinem Platz erreicht mich der Geruch, der bei jeder Drehung von ihrem schmutzigen Haar ausgeht.

Plötzlich schwimmt sie vor meinen Augen, und ich merke, dass ich weine. Keine Ahnung, warum.

Stimmt nicht. Ich weiß es. Die Frau erinnert mich total an

Mom. Es liegt an ihrer Art zu tanzen, so verzweifelt, aber auch ganz in sich gekehrt. Sie tanzt nicht für uns, sondern ist tief in sich versunken. Wenn der Raum leer wäre, würde sie genauso tanzen.

Mae sieht verängstigt aus. Ich drücke ihre Hand, aber sie merkt es nicht. Was in Dennis vorgeht, weiß ich nicht, dazu kenne ich ihn zu wenig. Wahrscheinlich nichts. In dem dunklen Theater wirkt sein Gesicht wie aus Stein gemeißelt. Sein Date ist an seiner Schulter eingeschlafen.

Nach der Vorstellung schafft Dennis sich die Rothaarige vom Hals und verfrachtet sie in ein Taxi. Und wie er das macht, ist auch fast ein Tanz. Seine Bewegungen sind zielgerichtet. Offenbar hat er viel Übung darin, Leute loszuwerden. Als das Taxi wegfährt, schaut uns die Frau durch die Scheibe an wie ein Golden Retriever. Mae winkt. Ich weiß schon nicht mehr, wie sie heißt. Rachel? Rebecca? Egal. Wahrscheinlich sehen wir sie sowieso nie wieder.

Schweigend kehren wir zu Dennis' Wohnung zurück. Er geht zwischen uns, hält uns an den Armen. Es ist ein langer Weg, dreißig oder vierzig Blocks. Die Luft ist kalt, und die Fenster der meisten Geschäfte sind mit Metallgittern verschlossen. Auf allen Bänken, an denen wir vorbeikommen, liegen Männer. Manche haben Schlafsäcke, andere sind nur mit Zeitungen bedeckt. Diejenigen, die keine Bank abgekriegt haben, liegen in Hauseingängen oder auf dem Boden. Dennis führt uns stumm um die Männer herum. Ich habe noch nie so viele Obdachlose gesehen. An einer Kreuzung begegnen wir einer Gruppe von Frauen, die lachend Eis schlecken und über die Leute auf dem Gehweg steigen, ohne sie auch nur anzusehen.

»Tut mir leid«, sagt Dennis und lässt die Worte in der Luft

hängen. Mae und ich wechseln einen Blick. Ich wünschte, er würde etwas näher ausführen, was genau ihm leidtut.

In der Wohnung setzen Mae und ich uns zum Teetrinken an den Küchentisch. Als ich an die schwankende Frau auf der Bühne denke, fange ich wieder an zu weinen. Mae streicht mir übers Haar, massiert mir mit ihren kalten Fingern die Schläfen. Dennis steht hinter ihr. Er hilft ihr aus dem Mantel und will dann mir helfen, aber ich wehre ihn ab. »Was haben wir bloß gemacht?«, sage ich. »Wie konnten wir sie allein lassen?«

»Bitte beruhige dich«, sagt Dennis und reicht mir eine Serviette. Ich schnäuze mich. Seine Miene ist starr und unergründlich, aber seine Hand zittert, als er Wasser in unsere Becher gießt, und er muss kurz innehalten, damit nichts danebengeht. Ich wende den Blick ab und betrachte das Kästchen mit den Teebeuteln, das Mae gerade inspiziert. Ich will seine zitternde Hand nicht sehen. Er hat kein Recht, die Kontrolle zu verlieren. Ich atme tief durch und konzentriere mich auf das Kästchen. Es ist aus Holz, mit eingeschnitzten Elefanten und voll mit Teebeuteln – *Ingwer Zitrone, Rooibos, Acai*, lauter Sorten, die ich nicht kenne. Mom trinkt nur Kaffee. Ich entscheide mich für einen Beutel, der am wenigsten nach Gras riecht. Wahrscheinlich wurde das Kästchen von einer Frau zurückgelassen, genau wie die kleine Socke, die wir zusammengeknäuelte in der Ecke unseres Zimmers fanden.

Dennis quetscht seinen Stuhl zwischen Tisch und Küchenschrank, setzt sich, vergräbt die Finger in seinem Bart und starrt uns an. Ich sehe weg, merke aber, dass Mae sein Starren erwidert. Er schüttelt mich an der Schulter, bis ich ihn schließlich ansehe. Es ist komisch, weil seine Augen die gleichen sind, die mir entgegensehen, wenn ich in den Spiegel blicke.

Einen Moment lang bin ich wie hypnotisiert, als wäre ich nicht in meinem Körper.

»Hört zu«, sagt er mit gebrochener Stimme. »Mir ist klar, dass ihr mich am Anfang vielleicht als Fremden empfindet. Aber ich bin kein Fremder. Ich bin euer Vater.« Und dann fällt sein starres Gesicht in sich zusammen, und er zieht uns an seine Brust und hält uns fest, bis der Tee kalt ist.

MAE

Meine Mutter hatte komische Vorlieben: Sie suchte sich jemanden aus und folgte ihm stundenlang. Durchs Einkaufszentrum, zur Garage, zu dessen Haus. Einmal fuhren wir die ganze Nacht mit ausgeschalteten Scheinwerfern durch den Wald zu einer Jagdhütte. Wenn wir tagsüber unterwegs waren, durfte Edie manchmal auch mitkommen, obwohl die Ausflüge mit ihr meistens nett und harmlos verliefen. Ein Spiel, bei dem Mom und Edie sich auf dem Vordersitz eine Tüte Lakritze teilten und Vermutungen über die Leute anstellten, denen wir folgten.

Aber wenn Mom und ich nachts allein unterwegs waren und die Bäume und der Sumpf im Dunkeln an uns vorbeirauschten, war es kein Spiel. Dann war ich in Moms Wirklichkeit gefangen. Manchmal stieg sie aus, und ich musste mit ihr gehen. Einmal gingen wir ziemlich lange einen überwucherten Weg entlang zu einem Hochstand. Die Luft war stickig und kalt. Das Zirpen der Grillen und Quaken der Laubfrösche war ohrenbetäubend. Ich war zehn, vielleicht elf, und ich weiß noch, dass ich alle paar Schritte das unangenehme Gefühl hatte, als würde ich aufwachen und aufwachen und aufwachen.

Der Hochstand war aus Sperrholz. Ich weiß nicht, ob wir zufällig auf ihn stießen oder ob Mom uns absichtlich dorthin geführt hatte. Ich kletterte hinter ihr die Leiter hoch, weil ich Angst hatte, allein unten zu bleiben. Es war wie ein Baumhaus, roch aber nach Schimmel und Blut. Mom verbrauchte

ein ganzes Streichholzheftchen, um die Überschriften der alten Zeitungen zu lesen, die auf dem Boden lagen. Auf dem Rückweg zum Auto verirrtten wir uns. Ich hatte entsetzliche Angst, dass wir erschossen oder von Hunden gejagt würden. Das war schon vorgekommen. Als wir nach Hause kamen, war es draußen bereits hell, und dann musste ich in die Schule und so tun, als wäre nichts gewesen. Ich musste mich anstrengen, damit ich nicht einschlief oder irgendwie die Aufmerksamkeit auf mich zog.

Ich weiß nicht, wie viel Edie von alledem wusste. Sie sagte immer, ich wäre Moms Liebling, aber das ist nicht wahr. Es war eher so, dass Mom mich als Erweiterung ihrer selbst sah, während Edie die Freiheit hatte, ganz sie selbst zu sein. Edie war mit ihren Freundinnen unterwegs, fuhr Fahrrad, lag in der Sonne, schlich sich heimlich ins Kino, und ich war oben in Moms Zimmer gefangen, lag trotz der Sommerhitze unter Decken und dem Pelzmantel meiner Großmutter begraben. Der Mantel war aus Nutria – Sumpfbiber –, und ich musste stundenlang schwitzend mit Mom unter dem kratzigen Ding liegen, während sie die Ärmel kahllutschte.

Ja, Mom hat mich an jeden schrecklichen Ort mitgeschleppt. Ich musste so weit wie möglich von ihr wegkommen, sonst hätte sie mich verschlungen. An dem Tag, als sie sich am Balken in der Küche aufhängen wollte, lag ich auf dem Fußboden in meinem Zimmer. Mein Verstand glich einem Radio, das auf ihren Sender eingestellt war, und ihr Elend lähmte mich. Wahrscheinlich wusste ich, was sie vorhatte, aber ich hielt sie nicht auf. Edie hat Mom das Leben gerettet.

Als Dad wie aus dem Nichts auftauchte, um uns abzuholen, war es, als hätte ihn jemand herbeigezaubert. Er meldete uns von der Schule ab – ich war in der neunten Klasse, Edie in der

elften – und nahm uns mit nach New York. Wir kamen zum ersten Mal über die Grenze von Louisiana hinaus und wussten nicht, wie lange wir bei ihm bleiben würden, weil alles in der Luft hing. Aber mir war klar, dass sich mir die Chance für einen Neuanfang bot, und die wollte ich nicht verspielen.

Alles an Dad war für mich wie ein Déjà-vu. Wenn ich einen Gegenstand sah, fühlte ich mich unwillkürlich zu ihm hingezogen. Ein Paar braune Lederstiefel hinten in seinem Schrank zum Beispiel, die vom Tragen ganz weich waren und neue Sohlen brauchten. Ich erinnerte mich nicht genau an sie, es war eher ein körperliches Gefühl. Ich schloss die Schranktür und presste die Stiefel im Dunkeln an mich. Edie sollte nicht wissen, dass ich so etwas machte, und in der kleinen Wohnung war es schwer, etwas vor ihr zu verbergen.

Ich fand die Wohnung toll. Sie glich einem engen, staubigen Mutterschoß. Edie musste ständig niesen, weil der Staub auf den vielen Büchern nur schwer zu entfernen war. Die Regale im Wohnzimmer quollen bis zum Boden über, und überall waren Bücherstapel, an der Wand, auf dem Klavier, unterm Küchentisch. Dad war Schriftsteller, deshalb vermehrten sich die Bücher in seiner Wohnung wie von selbst. Jeden Tag kamen neue mit der Post, meistens von jungen Autoren, die auf Dads Unterstützung hofften. Ein vollmundiges Lob von Dad auf dem Buchumschlag hatte Gewicht. Er war eine Kultur-Ikone. Einmal war er sogar eine Antwort bei Jeopardy.

Mom war früher auch Autorin, sie schrieb Gedichte, war aber bei weitem nicht so bekannt. Sie las uns oft vor. In einer meiner frühesten Kindheitserinnerungen sitze ich mit Edie auf dem Küchenboden und sehe zu, wie sie mit geschlossenen Augen vor uns steht und, umgeben von ihren Notizbüchern, schwankend und stampfend rezitiert. Manchmal schick-

te sie ihre Gedichte an Zeitschriften, und als Glücksbringer mussten Edie und ich die Umschläge anlecken. Veröffentlicht wurde sie nur selten. Dann hörte sie auf zu schreiben und irgendwann las sie auch nicht mehr. Die Bücher wurden Requisite. Sie saß stundenlang am Frühstückstisch, starrte mit leerem Blick in einen aufgeschlagenen Gedichtband, und ihr fettiges Haar hinterließ Flecken auf ihrem Nachthemd. Sie starrte nur vor sich hin und blätterte keine Seite um. Ihre Finger waren wie abgetrennt von ihrem Körper und klopften aneinander, als wollten sie kommunizieren.

EDITH [1997]

Das Rauschen des Verkehrs wird lauter, wenn ich die Augen schließe. So dürfte sich das Meer anhören. Unser Zimmer gleicht einer Kabine auf einem Kreuzfahrtschiff. Es war Dennis' Arbeitszimmer und ist so schmal, dass man nicht »wie ein Italiener reden« darf, wie unsere Französischlehrerin gesagt hätte, wenn man in der Mitte steht, weil man sonst mit den Händen gegen das Etagenbett, die Kommode oder die Papierlaterne stoßen würde.

Mae liegt im unteren Bett neben mir. Wenn wir allein in unseren Kojen liegen, haben wir Angst und wachen nachts immer wieder auf.

»Ich komme mir vor wie auf einem Kreuzfahrtschiff«, flüstere ich. Sie lässt die Augen zu, schüttelt nur den Kopf, und ihr dickes, dunkles Haar fällt ihr ins Gesicht. Wenn sie schläft, ist sie wie ein kleiner Backofen. Ihr Haar, das genauso ist wie Moms, klebt an ihrem feuchten Hals. Als sie sich zur Wand umdreht, kämme ich es mit den Fingern und stelle mir vor, Mom würde neben mir liegen. *Es tut mir leid, Mom. Es tut mir schrecklich leid.* Seit fast einer Woche sind wir jetzt in New York, und die Ärzte halten sich immer noch bedeckt. Dennis erzählen sie, es sei noch zu früh, um etwas Endgültiges zu sagen. Wenn ich anrufe, heißt es, sie seien nicht befugt, ihren Zustand mit mir zu besprechen. Sie behandeln mich wie ein kleines Kind, dabei habe ich mich in all den Jahren um Mom gekümmert.

Dennis hat uns immer noch nicht gesagt, wann wir zurückdürfen. Ich habe nichts gegen eine Pause, aber ich bin in der Schülervvertretung und im Homecoming- und Abschlussballkomitee, und je länger ich weg bin, desto wahrscheinlicher krallt sich irgendwer meinen Platz. Außerdem fehlt mir Markus, und es ist bloß eine Frage der Zeit, bis auch ihn sich eine der zwei Laurens krallt.

Ich habe Dennis gefragt, ob wir am 3. oder 4. wieder zurück sind. Aber er lächelt bloß dämlich und beteuert, wie froh er ist, mich bei sich zu haben. Ich weiß nicht, wie lange ich es noch aushalte, dass er uns nicht von der Pelle rückt und ständig bescheuerte Bemerkungen über banalen Scheiß von sich gibt. Wie wir unsere Löffel halten! Wie wir Wasser trinken! Wir sind ihm ja so ähnlich! Ach, das Wunder der Genetik! Würde mich nicht wundern, wenn er jetzt vor unserer Zimmertür steht, unserem Schlaf lauscht und sich Notizen macht, wie ähnlich unsere Schlafgeräusche seinen sind. Vielleicht kann er ja *das* in seinem nächsten Buch unterbringen. Wo wir doch so aufregendes Material sind. Kleine Spiegel, in denen er sich noch mehr bewundern kann.

»Findest du es nicht komisch«, flüstere ich laut, »dass wir Dennis zwölf Jahre lang egal waren, und jetzt plötzlich kriegt er nicht genug von uns?« Hoffentlich hört er mich, wenn er vor der Tür steht.

Mae stellt sich schlafend, aber ich weiß, sie ist wach. Und ich weiß auch, was sie denkt. Sie findet es gar nicht komisch. Als ich das Thema vorhin angeschnitten habe, hat sie ihn verteidigt. Aber sie war erst zwei, als er abgehauen ist, sie weiß also nichts. Ich war vier und erinnere mich noch genau. Ich erinnere mich, wie er mir gefehlt hat und ich jeden Tag wie ein Hund am Fenster auf ihn gewartet habe. Er rief nie an,